Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 34

Artikel: J.C. Heer

Autor: H.H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646187

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Wenn es dich nur nie reut!“ kommt es bitter vom Tische her.

Sie wendet sich um und sieht ihn durchdringend an. Er muß die Augen vor ihrem Blicke niederschlagen. „So bist nu noch nie zu mir gewesen — reut es am Ende dich?“

„Ich habe dir schon gesagt, daß du mir mit derlei dummen Reden nicht mehr kommen sollest!“ Er hat die Worte ganz leichtfertig, ja grob hingeworfen. Da geht Eva schweigend an ihm vorbei in die Kammer hinüber.

Die Schwere des Augenblickes, die Not der treuen Gefährtin beelendet ihn; das Gesicht an die auf der Tischplatte zusammengelegten Hände gepreßt, sitzt er eine Weile regungslos. Dann erhebt er sich und macht die Tür sachte auf. Eva sitzt auf dem Bettrande, ein Gesangbüchlein in der Hand, das sie jetzt vor ihm verbirgt. Er weiß, es ist in dem Buch eine gepreßte Schlüsselblume aus dem Strauß, den sie damals an dem Taufetag beim Steigbrunnen gepflückt. Mit dieser Blume hatte sie sich ihm auf einem Kirchgange zu erkennen gegeben. Das kleine Zeichen ihrer verschwiegenen Hinneigung ist eigentlich ihr Jawort gewesen.

Hannes Fryner steht wie gebannt. Es ist ihm, als sähe er eine Seele neben sich versinken, vom einfältigen Glauben an Gott und die Menschen plötzlich verlassen. Da wird ihm die Gnade zuteil, ein leises, warmes Wort zu finden: „Eva! — hab keine Angst, es wird schon wieder recht mit mir. Aber die Buß' ist halt so hart, die Buß'! ...“

Nach einigem Zögern sagt die Frau halblaut, ohne nach ihm aufzusehen: „Vielleicht wäre jetzt die Strubegg zu kaufen. Der David Leu sei heute im Goldstollen verunglückt.“

Aus dem Büchlein der Reue.

Urech Leu sitzt in seiner Gaststube zum Lamm und langweilt sich. Er hat ein halbvolles Glas mit Kaffee vor sich stehen, an dem er hin und wieder mit Unfreude nippt. Die Frau ist am Geschirrschrank mit Gläserausreiben beschäftigt. Manchmal hält sie auf Augenblicke unbewußt inne und sieht durchs Seitenfenster auf ein kleines, von einem Kastanienbaum überdachtes Hofplätzchen hinaus, wo einige Kinder Ringelreihen spielen. In ihren müden Augen scheint auf Sekunden ein längst erloschenes Lichtlein aufzublinken.

So wie die Frau nach Beendigung der Arbeit nach der Küche geht, langt der Wirt behende nach der Kirschflasche auf dem Schenktischrand und gießt einen ausgiebigen Schluck in die braune Kaffeebrühe nach. Beim Abstellen gleitet ihm die Flasche aus der Hand, sie zerbricht klirrend auf dem Fußboden.

„Oh, wie schade um den schönen Tropfen!“ sagt der Maurer Kehrli vom Halbhanget, der als einziger Gast am andern Tische sitzt.

Die Wirtin hat das Geräusch draußen gehört und kommt zurück; sie weiß schon Bescheid. Ohne ein Wort zu sagen räumt sie die Scherben weg; erst beim Auftrocknen der Schnapslache, deren scharfer Dunst den ganzen Raum füllt, vermag sie den Unwillen nicht mehr ganz zu bemeistern, sie sagt, zwar nur ganz bescheiden, wie nebenbei: „Es macht sich nicht gut — vor den Leuten.“

„Was wäre der Mensch ohne Geist?“ gibt Urech verblasen zurück und setzt dann gleich verdrießlich hinzu: „Ist überhaupt wieder ein rechter Lumpentag heute. Man kommt nicht einmal zu einem Kaffeejaß. Heda, Kehrli — hast du es denn so streng mit Ziegelsteine aufeinanderbeigen?“ Wollen wir nicht eine Halbe ausjassen?“

Der Angeredete fühlt sich durch die Einladung geehrt. Urech Leu hat ihm früher, als Wehrtanner, trotz der nahen Verwandtschaft, nie die Hand gegeben. „Nun — ein halbes Stündchen kann ich schon riskieren. Der Alte kommt vor zwei Uhr selten auf den Bauplatz.“ Damit rückt er an den andern Tisch herüber, und der Wirt holt Tafel und Karten.

„Weißt du vielleicht, Kehrli, wie es meinem Stiefbruder auf der Strubegg geht?“ fragt er den Maurer, während er gemächlich das Spiel mischt.

„Der kommt nicht mehr zum Schaffen“, erwidert Kehrli und steckt sich den ausgegangenen Stummel an. „Den muß es bös in den Schacht hinuntergehauen haben. Ist das aber auch eine Kalberei von einem verständigen Menschen, sich an einem Seil in dieses verfluchte Loch hinabzulassen! Wegen dem gebrochenen Bein, das ginge noch an, aber es hat ihn, wie man hört, auch im Rücken. Wird wohl das Goldsuchen für immer aufstecken müssen. Gestern hat er die Strubegg samt der Glinze mit Liegendem und Fahrendem an den Fryner vom Heiletsboden verkauft.“

Urech Leu läßt die Karten aus seiner Hand gleiten.

„Dem Fryner, sagst du — verkauft? ...“

„Hm — es sind ja keine Kinder da, was will denn der David anderes machen? Der Käufer ist gut, er kann zahlen. Der Hannes hat lang genug auf etwas Passendes lauern müssen.“ Kehrli will gelassen zur Tagesordnung übergehen: „Wird's bald? Wer gibt das Spiel? Abheben! Zeit ist Geld.“

Der Wirt ist noch immer sprachlos, sein aufgedunsenes Gesicht hat sich glühend rot gefärbt. Plötzlich fährt er auf.

„Da will ich beim Donnerhagel auch noch etwas dazu sagen! Gleich an der Stelle rücke ich aus! Es langt noch auf den Zug. Noch heute wird der faule Handel null und nichtig gemacht!“ (Fortsetzung folgt.)

J. C. Heer.

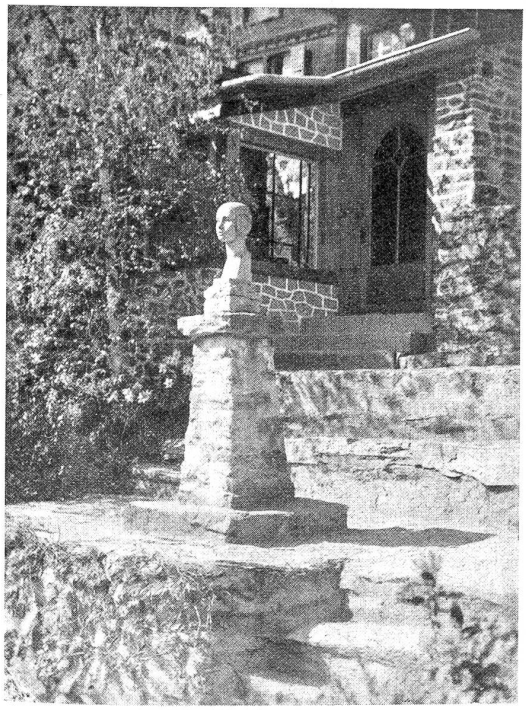
Zu seinem 10. Todestag, 20. August 1935.

Jakob Christoph Heer, dessen Todestag sich am 20. August zum 10. Male jährte, wurde im Jahre 1859 in Töß bei Winterthur geboren. Er war eine Zeitlang Lehrer, betätigte sich in den Jahren 1899—1902 als Redaktor und wurde nachher freier Schriftsteller. Seine bekanntesten Werke („An heiligen Wassern“, „Der König der Bernina“, „Der Wetterwart“) machten ihn bald einmal zu einem der beliebtesten Schriftsteller und haben nach und nach seinen Namen im ganzen deutschen Sprachgebiet bekannt gemacht. J. C. Heer lebte ebenfalls während einiger Zeit in Stuttgart. Er schrieb eine Fülle von Romanen, die meistenteils über dem Durchschnitt der sogenannten Unterhaltungslektüre stehen. Im „König der Bernina“ kommt eine gute Schilderung der Alpenwelt vorteilhaft zur Geltung. Von phantasiereichen und glühenden Schilderungen des Hochgebirges umrankt ist ebenfalls sein großer Schweizer- und Gebirgsroman „An heiligen Wassern“, mit dem er im Jahre 1887 vor die Oeffentlichkeit trat. Dieser Roman, etwas zu breit angelegt, führt den Leser ins Wallis; „Der König der Bernina“ dagegen versetzt uns ins Graubündnerland. Die-

ses Werk ist feurig, lyrisch beseelt, doch fehlen ihm, wie Alfred Biese sagt, die scharfen, epischen Linien; „ein Jubel über die Bergesschönheit durchjauchzt das Werk". 1901, also ein Jahr nach dem „König der Bernina", veröffentlichte der emsige Schriftsteller „Felix Notvest". Die Kämpfe einer werdenden Dichterseele schildert er in „Joggeli, die Geschichte einer Jugend". Dieses im Jahre 1902 erschienene Werk hat autobiographischen Wert. Dieses einfach und natürlich geschriebene Buch, dem Heer besondere Liebe geschenkt hat, ist unzweifelbar sein bestes, echtestes und schönstes Werk. Selbst spätere Schöpfungen erreichten nicht mehr diese künstlerische Höhe. 1905 veröffentlichte Heer „Der Wetterwart" und drei Jahre später „Laubgewind". Recht hübsche Erinnerungen sind schließlich in dem Buche „Was die Schwalbe sang" festgehalten (1916). Erwähnt seien außerdem „Der lange Balthasar", „Heinrichs Romfahrt", „Nick Tappoli", „Da droben in den Bergen" und „Tobias Heider". „Da droben in den Bergen" enthält Geschichten aus dem Alpenland; hier erhebt sich die Kunst des Dichters noch einmal zu jener Höhe, die ihm seinen großen Leserkreis verschaffen hat. In schönsten Bildern schildert er darin unsere liebe und erhabene Heimat. Nicht vergessen bleibe, daß Heer uns ebenfalls eine Anzahl Gedichte hinterlassen hat. Vor einigen Jahren unternahm es G. H. Heer, ein Neffe des Dichters, über den Verstorbenen die erste Biographie zu schreiben. Dieses wertvolle Buch durchleuchtet das innerste Wesen des Dichters und Schriftstellers in schönster Weise. H. H.

Auf dem Lindenhof bei Brienz.

In dieser Zeit des Mißbehagens und rätevoller Ratlosigkeit ist es ratsam, einen Gang durch die Gartenbau-



Partie aus dem grünen Hain, Osteingang zum Parkhaus mit den beiden grossen einzigartig angelegten Lehrzimmern und Wintergarten.

schule Lindenhof zu machen, wo ein aufstrebender Geist waltet, der in energischer Kopf- und Händearbeit über den Nöten unserer Tage zu stehen scheint.

Es ist ein selbstgeschaffenes Reich obenher dem Dorfe mit schöner Berg- und Seeansicht. Einheimische und auswärtige Besucher staunen, was kühner Unternehmungsgeist

Vierjährige U-Formen des Ontario-Apfels reich mit Früchten beladen, an einem freien Spalier im Nutzgarten der Gartenbauschule Brienz.

und ein ausgeprägtes Organisationstalent, verbunden mit unablässiger Arbeitskraft aus diesem Stück Erde geschaffen haben. Wo vordem kaum Futter für eine Kuh oder zwei gewachsen war, erhebt sich jetzt ein stattliches Landhaus, Sitz einer Gartenbau-Lehranstalt für 40 Töchter oder mehr. Der Segen intelligenter Arbeit und der Berufsfreude springt in die Augen in den wohlgepflegten Anlagen von Blumen, Büschen und Bäumen, deren Anordnung von praktischem Geist wie von einem allgegenwärtigen Schönheitssinn zeugen. Ueber allem leuchtet die Freude über das Geschaffene und das Werdende. Wo ehemals ein magerer Graswuchs der Sense wartete, stehen blühende Kulturen von Gemüse, Beeren, Bäumen und Blumen, gleichsam aus dem Nichts geschaffen durch das schöpferische Es werde! und durch den Schweiß unverdrossener Arbeit in Sonnenbrand und Regenschauern.

Wie einladend das Hauptgebäude mit seinem geschmackvollen Vorbau dem Besucher winkt, wie vielgestaltig und farbenfroh Blumen und Büsche von der aussichtsreichen Terrasse das Auge mit Wohlgefallen sättigen, mein größter Respekt gilt der mühevollen Pionierarbeit am steilen Hang hinter den Gärten. Was da steht an Gewächsen jeder Art, hohes und niedriges, alles ruft ins Land hinaus: Sehet, was sich aus der Schweiz machen ließe, die jährlich für mehr als hundert Millionen Franken für Gemüse und Früchte ins Ausland wirft, weil wir Schweizer von dem Wahn besessen sind, im Bergland könne man nur durch die